

Glatt Projekte

für eine Stadt im Werden

Glatt Projekte für eine Stadt im Werden

Herausgegeben von
Reto Pfenninger, Thomas Schregenberger
und den beteiligten Hochschulen

Projekte von Studierenden und Dozierenden
von fünf Schweizer Fachhochschulen

Urban Habitat

Low rise – high density

Grey matter matters

Grosser Freiraum

Ausserhalb

Bricktown

7	Zum Geleit <i>Stephan Mäder</i>
9	Vorwort <i>Reto Pfenniger, Thomas Schregenberger</i>
13	Weshalb bauen wir keine Städte? <i>Werner Oechslin</i>
21	Glatt – eine Stadt im Werden <i>Architektengruppe Krokodil</i>
38	Berner Fachhochschule Architektur, Holz und Bau BFH-AHB Masterstudiengang Architektur
68	Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW Hochschule für Architektur, Bau und Geomatik Masterstudiengang Architektur
116	Hochschule Luzern – Technik & Architektur FH Zentralschweiz Bachelorstudiengang Architektur
142	Hochschule für Technik Rapperswil HSR FHO Fachhochschule Ostschweiz Bachelorstudiengang Landschaftsarchitektur
174	Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen Masterstudiengang Architektur, Zentrum Urban Landscape
204	Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen Bachelorstudiengang Architektur
276	Stadtlabor für einen zeitgemässen Urbanismus <i>Martin Tschanz</i>
288	Impressum

Planungs- und Bauprozesse sind derart komplex und kompliziert geworden, dass konzeptionelle Arbeiten in städtebaulichen Entwicklungen im Vorfeld vernachlässigt oder aber von allerlei Experten in akribischer Kleinarbeit zerredet werden. Die Aufgaben werden Behörden und Technokraten überlassen, und Investoren dirigieren die immer gleichen Prozesse mit scheinbar marktgängigen Vorgaben. Architekten kommen erst zum Einsatz, wenn die Programme für künftige Bebauungen schon geschrieben sind.

Visionen, wie künftige Lebensräume aussehen können, wagt kaum jemand zu formulieren. Vor diesem Hintergrund ist es höchst interessant, dass sich eine Gruppe von Architekten unter dem Namen *Krokodil* schon seit einiger Zeit mit der Zukunft eines Teils des Grossraums Zürich, der Entwicklung der *Glatttalstadt*, auseinandersetzt. In Tagungen, Filmen, Workshops und einem Manifest formulieren sie mit vereinter Stimme, wie in Zukunft des Mix aus Agglomerationsgebieten und Fragmenten dörflicher Strukturen aussehen könnte.

Als die Architektengruppe *Krokodil* 2011 fünf Fachhochschulen einlud, beim Projekt *Glatttalstadt* mitzumachen, waren die Meinungen kontrovers. Warum sollten öffentliche Einrichtungen diese private Initiative unterstützen? Für die Schulen und ihre engagierten Teams war es aber, nicht zuletzt aus didaktischen Gründen, selbstverständlich, mitzumachen. Dies umso mehr, als die Resultate der Semesterarbeiten als Input für den Internationalen Workshop «From Suburb to City» im Sommer 2012 dienten.

In vielen Mittagssitzungen an der Langstrasse wurde ein Konsens über die Arbeitsweisen erzielt. Erstmals arbeiteten fünf Fachhochschulen an einem Projekt zusammen. Die Resultate zeigen, wie Flecken auf einer gedachten Landkarte, mögliche und unmögliche Positionen, die in Diskussionen und Debatten vorangetrieben wurden. Die Arbeiten sind in der Publikation *Glatt – Projekte für eine Stadt im Werden* zusammengefasst. Sie zeigen die erstaunliche Breite der mit- und nebeneinander entstandenen Arbeiten.

Es galt die Lehrinhalte der entsprechenden Studienprogramme zu berücksichtigen und trotzdem Beiträge zum Thema *Glatt! Manifest für eine Stadt im Werden* zu erarbeiten. Dies scheint gelungen. Das vorliegende Buch, als zweites einer ganzen Reihe zum Thema, dokumentiert die Beiträge der einzelnen Fachhochschulen. Sie zeigen den Willen der Vertreter der jeweiligen Schulen, die Studierenden auf einen sorgfältigen Umgang mit dem Thema Baukultur vorzubereiten; dies unter Berücksichtigung dreier wichtiger Prämissen: Siedlungsraum, Energie und Mobilität.

Stephan Mäder
Direktor Departement
Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen
ZHAW

«Wir brauchen Bilder für unsere *Glatttalstadt*» – mit dieser Aussage konfrontierte uns die Gruppe *Krokodil* im Sommer 2011 in einer ersten gemeinsamen Besprechung. Die anwesenden Vertreter der fünf Fachhochschulen aus Burgdorf, Luzern, Muttenz, Rapperswil und Winterthur waren etwas überrascht über diese Äusserung. Damals, so kurz vor dem Erscheinen der umfangreichen Publikation *Glatt! Manifest für eine Stadt im Werden* waren die *Krokodile* sichtlich erschöpft von den letzten planerischen Fragestellungen bei der Ausarbeitung der zehn städtebaulichen Gebote: «Stadt und Land zusammen denken», «Im grossen Massstab planen», «Grünräume sichern», «Am Bestand anknüpfen», «Dicht bauen», «Sich umweltfreundlich fortbewegen», «Nutzungen mischen», «Identität schaffen», «Für lebendige Stadträume sorgen», «Energiebewusst planen».

Für diese klassischen planerischen Themenfelder fehlten aber noch exemplarische Projektideen: Architektur im eigentlichen Sinne, wie sie an den Fachhochschulen jedes Semester durch die Studierenden erarbeitet wird. In der erweiterten Zusammenarbeit konnte dieses Defizit an Architektur in der zukünftigen *Glatttalstadt* nun mit koordinierten Aufgabenstellungen an den jeweiligen Schulen behoben werden.

Die Grundlage der Semesterarbeiten der fünf Fachhochschulen bildete im Frühjahrssemester 2012 die gefaltete Beilage im grünen Buch der *Krokodile*, der Stadtplan 1:20'000 für die *Glatttalstadt*. Standorte mit den unterschiedlichsten städtebaulichen, architektonischen und landschaftsplanerischen Fragestellungen wurden diskutiert und im Stadtplan festgelegt. So konnte die Vielfalt der gebietsspezifischen Anforderungen der zukünftigen Stadt den zehn Geboten entsprechend entworfen und projektiert werden.

Die *Berner Fachhochschule*, international besetzt mit Studenten aus Tokio, Mumbai und Bogotá, hat sich nochmals mit dem neuen Stadtteil im Umfeld des ehemaligen Flugplatzes Dübendorf beschäftigt. An diesem Standort sind urbane Wohnformen mit einer erstaunlichen Dichte und vielversprechenden Arbeitstiteln wie «Jungle», «Backbone» und «Into the Green» entwickelt worden.

Studierende der *Fachhochschule Nordwestschweiz* beschäftigten sich mit den Randgebieten der Stadt, den Übergängen zwischen den dichten, urbanen Stadtgebieten und den neu geschaffenen Landschaften. In Anlehnung an die vier von A. Saggio formulierten Prinzipien der *Low rise – high density*-Theorie entwarfen die Studierenden Siedlungsteppiche mit einer minimalen Dichte ($AZ \geq 1,0$) und präzise definierten öffentlichen und privaten Aussenraumbezügen.

Können Stadtblöcke mit einer 50%-Reduktion an grauer Energie für eine zukünftige, nachhaltige Stadt entworfen werden? Mit dieser Frage beschäftigten sich die Studierenden der Hochschule Luzern unter dem Thema «Grey matter matters». Dabei entstand eine Reihe unkonventioneller Gebäudestrukturen, die im Umfeld eines dicht bebauten Stadtkörpers für spezifische architektonische Qualität stehen.

Die Arbeiten der Abteilung Landschaftsarchitektur der *Hochschule Rapperswil* vertreten die These, dass Landschaftsschutz städtebauliche Dichte generieren kann. Die Planung unterschiedlichster Grün- und Freiräume steht dabei in einem wechselseitigen Verhältnis zur bebauten Umgebung und entwickelt Regelwerke für den Naturschutz und für die Gestaltung von aktiv genutzten Freiräumen für die Erholung, den Sport und den Landschaftsgenuss.

Studierende des *ZHAW*-Masterkurses schliesslich beschäftigten sich mit dem von der Glatttalstudie vorgesehenen Transfer von Nutzungsreserven von der Landschaft in die Stadt und dessen Potenzialen. Mit den durch diesen Deal frei werdenden Mitteln soll eine Neuorientierung der Gebergemeinden initiiert werden. Vier periphere Gemeinden im Dunstkreis der *Stadt Glatt* werden untersucht, mögliche Entlassungen aus der Bauzone aufgezeichnet und Strategien für ihre zukünftige Entwicklung formuliert.

Und wie sehen die neuen Zentren der *Stadt Glatt* aus? Mit «Bricktown» haben Studierende des *ZHAW*-Bachelorkurses eine Vision eines hoch verdichteten, gemischt genutzten Stadtzentrums entworfen. Der aus 42 Teilprojekten zusammengestellte Vorschlag besteht aus sechs Stadtblocks mit hybriden Bauten. Diese übernehmen neben dem Wohnen und Arbeiten verschiedenste Zentrumsfunktionen. Der Backstein als Fassadenmaterial sorgt für eine spezifische Identität.

Ergänzt durch Beiträge von *Werner Oechslin* und *Martin Tschanz* zeichnet eine Auswahl von über 120 Studierenden im nun vorliegenden Buch ein Bild für die neue *Glatttalstadt*. Dabei sind nicht nur die hohen Anforderungen bestimmend, die uns die Gruppe *Krokodil* mit ihrer Planung vorgegeben hat, sondern auch die Konstellation der unterschiedlichen Profile der jeweiligen Schulen. So entstand ein vielfältiges und dichtes Gefüge für den zukünftigen «Zwilling» der Stadt Zürich: *Glatt! Projekte für eine Stadt im Werden*.

Reto Pfenninger
Thomas Schregenberger

Wir suchen das Urbane, reden über Urbanität und bauen – immer noch – Siedlungen und Peripherien, um diese dann durch allerlei Zutaten und nachträgliche Anpassungen doch noch urban erscheinen zu lassen. Weshalb bauen wir keine Städte? Verdichtung scheint ein allgemein anerkanntes und heute populäres Rezept gegen Zersiedelung zu sein; und doch wird damit in erster Linie auch nur ein quantitativer – vorab wirtschaftlicher und im wörtlichen Sinne «raumplanerischer» – Aspekt der Bautätigkeit beschrieben. Dichte und Enge genauso wie blosses Auftürmen und Aneinanderrücken machen für sich allein genommen noch lange keine Stadt und schon gar nicht Urbanität aus. Froebel und das Klötzchenspiel haben den Architekten den variationsreichen Umgang mit abstrakten Körpern gelehrt, mehr nicht. Nackte Baukörper, wie sie auch in Modellen aus Pappe oder Kunststoff suggeriert und meist von oben, aus der unnatürlichsten Perspektive bewundert werden, sind noch keine Bauten. Häufig genug handelt es sich dabei nur um anschaulich gewordene Extrapolationen abstrakter Grundrisse.

Man muss dies alles aus der Nähe betrachten und verstehen wollen. Es geht um *wirkliche* Baukörper, und um unsere Wahrnehmung und unsere Sinne. Hier erst beginnt die Urbanität. Sie hat mit den Menschen zu tun und beschreibt, wie sich mit der Stadt auch Wahrnehmung und darauf aufgebaut ein *städtisches Lebensgefühl* verbindet. Die Stadt hält die Menschen nicht nur räumlich (eng) zusammen, sondern bindet sie durch die gemeinsame Nutzung und durch ihr vielfältig individuelles Leben an die gebaute Wirklichkeit, die umgekehrt all dies widerspiegelt und erzählt. Die Stadt ist immer noch eine Gemeinschaft von Menschen, die sich unter dem Schutz und zur Bedingung gleichen Rechts (*sub eadem lege*) zusammenfinden, und die sich dadurch einen Vorteil (*boni alicuius causa*) erhoffen. Letzteres meint natürlich nicht nur die Wertschöpfung und den Gewinn von Investor und Architekt, sondern umfassend den «Mehrwert» zugunsten des Bürgers und Nutzers durch all jene Vorzüge, die die Stadt erbringt und anbietet. Wie gelangt man zu diesem Resultat?

Die ausufernden, zerfransten Siedlungsränder haben die kompakten Städte ohnehin zum Verschwinden gebracht; ihre Form ist weder geschlossen noch überhaupt erkennbar, sagt man, obwohl ja die verwaltungstechnisch relevanten politischen Grenzen weiterhin wirksam sind, und gelegentlich – entschuldigend – als Ursache der schwierigen über Gemeindegrenzen hinweg zu entwickelnden Planung vorgeschoben werden. Nein, die Ursachen der «Auflösung» der Städte liegen ganz anderswo; man hatte sie als gültige, nachhaltige Lebensform im Zeichen der modernen *tabula-rasa*-Euphorie und der neuen, modernen Ideologie der Trennung von Arbeit, Wohnen und Freizeit schlicht und einfach abgeschafft. Die gebaute, alles vereinende Stadt ist uns abhandengekommen. Und damit verschwanden auch die – planerischen und architektonischen – Befähigungen, sie zu bauen. Längst ist der Katzenjammer ausgebrochen. Doch der schwärmerischen Begeisterung zisalpiner Architekten auf dem Campo in Siena folgten zu Hause auf den spärlichen öffentlichen Plätzen die Betonblumenkisten. Bis heute

treibt die kommunalen Verdichter der *horror vacui*, lässt freie Lücken schliessen, wo sie doch in hervorragender Weise Öffentlichkeit zur Darstellung bringen und erfahrbar machen könnten. Es musste alles und jedes in eindeutiger Weise Nutzungen – wie dem Verkehr oder dem Verkauf – zugeordnet werden; nur so lässt es sich statistisch korrekt erfassen und «rechnet es sich»! Doch man vergleiche – auf einer jener südeuropäischen Reisen – die Fülle grösserer, kleinerer und stets variiertes offener Stadträume mit dem, was unsere moderne Planung an überschüssigem Raum freigegeben und offen gelassen hat. Da begann das Elend der Peripherie.

Die Sehnsucht nach jenen offenen, freien Räumen, vor denen sich dann die anschliessenden, raumbildenden Häuserfronten umso eindrücklicher abzeichnen, ist gross. Selbst Marksteine in der Geschichte der Stadtplanung vermögen nicht viel auszurichten: der Aufschrei *the Core* der CIAM kurz nach dem Krieg, als man – wie später der Tourismus – den Markusplatz als Stadtkrone neu entdeckt hatte und *J. L. Sert* den leeren Raum als Chance verherrlichte; der viel zitierte und weit weniger häufig gelesene Bestseller der *Architettura della Città* Aldo Rossis; die anlässlich der IBA 1984/1987 in Berlin wieder inthronisierte Blockrandbebauung – trotz alledem bleibt der Umgang mit der Architektur der Stadt immer noch mehr ein *tâtonnement*, ein Herumstochern, als ein sicherer Gang in einer höchst bedeutsamen und lebensnahen Sache, die uns unmittelbar betrifft. Stattdessen üben wir uns im Megacitybereich, in Grössenordnungen, die die kleine Schweiz insgesamt um das Zwei- und Dreifache an Bevölkerungsreichtum übertreffen, und verpassen es, Bauten da *urban* zu gestalten, wo sie in wirklicher, weil erfahrbarer Tast- und Blickweite ganz wörtlich *zu greifen* sind. Zürich ist jetzt stolz auf den *Prime Tower*, der neben einer Autobrücke auf einer misslichen, formlosen Restparzelle ohne angemessenen Anschluss an die Stadt errichtet worden ist und deshalb – neben den Gleisen – wie ein überdimensioniertes Stellwerk in Erscheinung tritt. In Zürich-Nord soll ein *Max-Bill-Platz* an den grossen Gestalter erinnern; aber der Platz ist wegen mangelnder Geschlossenheit als solcher kaum zu erkennen. Ein durch die alles dominierende Verkehrsschneise angeschnittenes Restdreieck soll an den erinnern, der – einem alten Diktum zufolge – den Massstab gleichsam im Auge hatte und über ein sicheres, verlässliches Proportionsgefühl verfügte. Das Zürcher Universitätsquartier sollte in der Verlängerung bis zum Kunsthaus zu einer Kulturmeile entwickelt werden. Doch jetzt soll zugebaut werden, was zu einem innerstädtischen, grosszügigen, offenen Raum hätte führen können; der verkehrsentensive Heimplatz und die Verkehrsschneise der Rämistrasse werden wie bisher diesen zentralen Bereich ohne entscheidenden Zugewinn für das urbane Erscheinungsbild bestimmen. Mutlos und provinziell geht man an die Dinge heran. Zürich erkennt nicht, dass sein *quantitatives Wachstum* von sehr viel mehr *qualitativen städtebaulichen Massnahmen* begleitet sein müsste. Ein wirklich städtebauliches, weitsichtig geplantes Projekt hat in Zürich zuletzt, so will es manchmal scheinen, Stadtbaumeister *Herter* in Wiedikon entwickelt. Bis heute dient die grosszügige Anlage vor dem Bahnhof samt Zufahrt jedoch immer mal wieder der Durch- und Umleitung anderweitig nicht beherrschbarer Verkehrsflüsse in der Nachfolge des ungelösten Y.

Was ist los? Geht das alles in der allgemeinen Euphorie über die wirtschaftlich prosperierende Stadtentwicklung unter? Man entschuldigt sich gerne mit der Kleinteiligkeit unserer föderalen politischen Strukturen, aber nie mit der Kleinlichkeit des Denkens und Handelns.

Kürzlich schrieb ein Kritiker – im Zusammenhang mit der Diskussion zum Raumplanungsgesetz – von den «Dorfseilschaften», die «hierzulande [...] über Jahrzehnte [...] in faktischer Eigenregie [bestimmen würden], was wann wo gebaut» würde. Das Gegenteil von Planung! Allein wir halten diese üblichen Vorgehensweisen im eigenen Interesse für absolut demokratisch und deshalb umfassend legitim. Ein Immobilienreuhänder, nach dem Beitrag zur Stadt – mit Blick auf die neue städtebauliche Ordnung in Zürich-West – befragt, antwortete: «Infrastrukturbauten gehören zur Aufgabe der öffentlichen Hand.» Dem sei durch die Steuereinnahmen Genüge getan. An einen planerischen oder gar baulichen Zusammenhang von privater Investition und öffentlichem Interesse hat er nicht im Traum gedacht. So kann kein Stadt-Bau gelingen!

Obwohl grösster Wachstumsbereich in der Schweiz, entwickelt sich Zürich gemächlich und eher im Sachzwang denn als Vision. Dabei wäre stets genug Zeit gewesen, um um- und weitsichtig zu planen. Doch weder die Ausdehnung der inneren Stadt und des städtischen Charakters über den engsten Kern hinaus (mit dem Kasernenareal als «Brückenkopf» zu anderen Quartieren beispielsweise) noch die Verbreitung und Bildung urbanen Charakters in den Aussenquartieren hat sich so entwickelt, wie man das Zürich gewünscht hätte.

Beginnen wir von vorn. Natürlich wird noch immer am «grünen Tisch» geplant; die Abstraktion und die Projektion in die Fläche bringen den – vordergründigen – Vorteil von Berechenbarkeit. Und so liessen sich, glaubt man, allzu grosse Überraschungen vermeiden, die sich hinterher im Abgleich mit der Wirklichkeit ergeben könnten. Und weil dies auf die Schnelle und möglichst ohne Irritation erreicht werden soll, geht man jener aus dem Weg und vergisst die grundsätzliche Differenz und Andersartigkeit von Plan und Wirklichkeit. Ziel und Absicht der Planung liegen in ihrer maximalen Einhaltung und Erfüllung. Der Planer und der Ökonom reklamieren verlässliche Grundlage, ohne die es nicht ginge. Man schliesst dementsprechend aus den Linien und aus dem Zahlenwerk auf Körper und Form. Ein kausales Verhältnis soll zwischen Plan und dem zu bauenden Endprodukt wirksam werden; mehr beinhaltet dieses Kalkül nicht. Was an «gebauter Wirklichkeit», an Architektur hinzukommt, ist so besehen nicht mehr als Restrisiko, bestenfalls eine Art Kunst am Bau, aufgesetzte Oberfläche und in jedem Fall eine Zugabe. Auf diese Weise werden Bauwerke aus Zahlen und zweidimensionalen Plänen (dazu gehören auch die 3D-Darstellungen auf der Bildoberfläche des PC) generiert. Andere, *wirkliche* Wirklichkeiten werden vernachlässigt. Aus den Augen, aus dem Sinn! Und all dies nur deshalb, weil diese Wege scheinbar zu schwierig und zu aufwendig sind und zu wenig Planungssicherheit garantieren.

Längst haben sich die Formen und Bilder dieser Tatsache angenähert. Und kaum jemand stört sich an dieser massiven Vereinfachung eines Sachverhalts, der andererseits doch im Zentrum der Bemühungen des Architekten stand. Kunst sei «eine Darstellung», so die klassische Definition *K. O. Müllers*, «d.h. eine Tätigkeit, durch welche ein Innerliches äusserlich wird». Sie wolle «nichts als darstellen» und damit berühre sie einen «in der Natur des Menschen mit Nothwendigkeit gegebenen»

Zusammenhang. Das ist es, was Bauen und die Stadt zu Kultur gemacht hat; sie stellen etwas dar, was im Innern – der Menschen und der ganzen Gesellschaft – vorhanden ist. In der Überführung von Vorstellung in ein Stoffliches und Greifbares liegt die ganze Kompetenz des Architekten. *Schinkel* hat damit die «Verwirklichung», auf die der Gedanke der Kunst stets ausgerichtet sein müsse, und zudem die «Kritik» verbunden, mit der diese spezifische Befähigung auf den Prüfstand gesetzt wird. Hier scheinen sich die Wege – und die Methoden – von Planer und Architekt zu trennen. Der Planer sucht die möglichst nahtlose Umsetzung der Planungsziele und bedient sich vorwiegend einer nomothetischen, deduktiven Sicht der Dinge, während der Architekt einem empirischen und induktiven Weg den Vorzug gibt.

Am Ende aber steht so oder anders der Bau – und darauf kommt es doch an. Also muss man es umdrehen und den ganzen Vorgang des Planens und Bauens vom Resultat her lesen. Man muss die Stadt und den Baukörper vom Menschen her begreifen wollen, dem sie doch «zum Gebrauch für die Welt» gegeben sind, im Sinne *Kants*, der am gleichen Ort in der Vorrede zu seiner *Anthropologie* festhält, dass der Mensch «sein eigener letzter Zweck ist». Der Planer muss dann einsehen, dass seine abstrakten Linien und Zahlen höchstens Hilfsmittel sind, die zu einer völlig anders gearteten Wirklichkeit, zu Baukörpern führen müssen. Man muss hier bei der *Körperlichkeit*, bei der *Wirklichkeit der Bauwerke*, ansetzen, um dann die notwendigen planerischen Vorgaben zu bestimmen und um zu vermeiden, dass die Planziele und die planerischen Parameter mit dem gewünschten baulichen Resultat verwechselt und identifiziert werden.

Hier besteht ein massiver Nachholbedarf. Was ist ein Körper? Weshalb wohl ist die Körperlehre – in bester Tradition jener der Architektur und Künsten gewidmeten Bücher – in Perspektivtraktaten abgehandelt? Die Wahrnehmung über die Sinne, über den Seh- und Tastsinn – und deren Kombination in der beiden gemeinsamen «Griffigkeit» – insbesondere, bestimmen unser Verhältnis zur gebauten Stadt und zum Bau-Werk. Das haben Architekten immer gewusst. Und daraus begründet sich ihr Interesse nicht nur allgemein an Erscheinungsformen und Bildwirklichkeiten, sondern ganz konkret an jenen (architektonischen) Einzelformen, die den Sinneseindruck formen und bestimmen. Selbst Glasbauten sind nicht einfach transparent, brauchen Rahmen und Profilierungen, haben ihr Eckproblem. *Gustav Theodor Fechner* hat in seinen Ausführungen *Zur experimentalen Aesthetik* (1871) festgehalten, dass es schon bei der Wahrnehmung der allgemeinsten «schönen Verhältnisse» von Architektur um – präzisere – Feststellung von «Geradlinigkeit, Ebenheit, Eckigkeit, Krümmung ihres Umrisses oder ihrer Oberfläche» geht. Nimmt man das, was im heutigen Architektenjargon Materialisierung genannt wird, noch dazu, ergibt sich ein äusserst reiches Repertoire plastischer Formen und Artikulierungen, angefangen bei den Profilierungen, den Vorsprüngen, dem Relief und den Schichtungen, den Verkröpfungen und den Einzel- und Schmuckformen aller Art. In all dem erweist sich die Konkretetheit der Architektur und ihr *Charakter*,

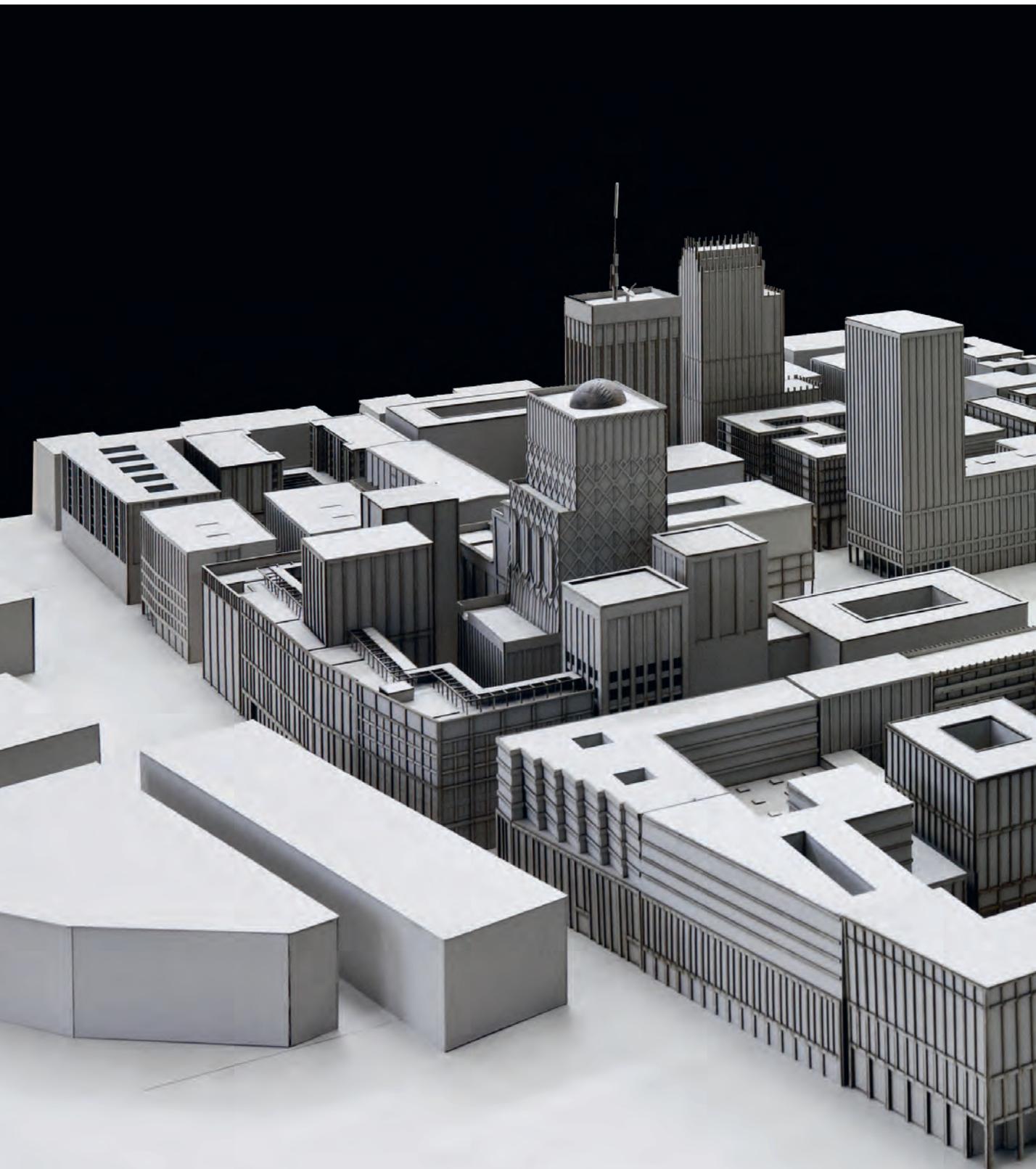
an den man schon immer die Erkennbarkeit gebunden hat, weil sich hier *Angemessenheit* bezüglich Inhalt und Form in verlässlicher Weise ausdrückt. Bezogen auf die Stadt als Ganzes hat sich hier das Regulativ bezüglich *öffentlich* und *privat* in unmittelbare Anschauung übersetzt und letztlich dazu geführt, dass der Charakter nicht nur einem einzelnen Gebäude innewohnt, sondern möglichst vielen Bauten zu eigen ist, sodass man vom Charakter einer Stadt sprechen kann. Darin lässt sich dann die Differenz zur Peripherie erkennen, die vorerst bloss eine Lage («Drumherum») beschreibt. Und deshalb werden Städte benötigt, genauer der Charakter einer Stadt, *Urbanität*.

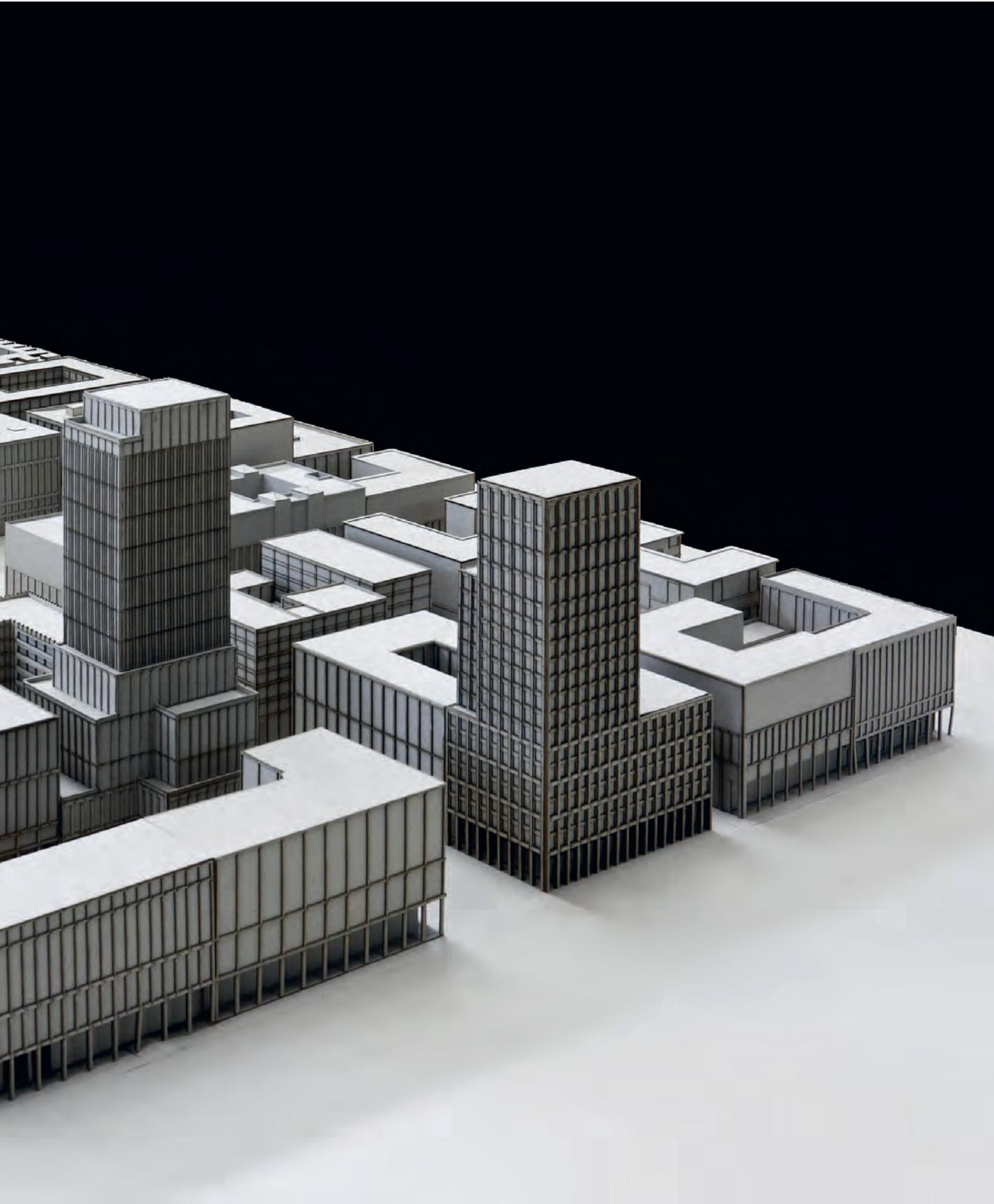
All das gehört zur ureigensten Kompetenz des Architekten und ist stets beschrieben und erörtert worden. Für den Städtebauer *Karl Henrici* ist es klar, dass wir Bilder brauchen, solche die den Stadtcharakter auch wirklich zur Darstellung bringen (und er meint natürlich nicht jene singulären Icons, die gerade umgekehrt durch ihr Abheben und ihre völlige Andersartigkeit wahrgenommen werden). Es leitet sich von der unvermeidbaren Art und Weise des optischen Eindrucks ab, bei dem – *vorerst* – alles in einem Blick («in un'occhiata», wie das *Vignola* in der ersten Definition seines Perspektivtraktats beschreibt) erfasst wird. Hier setzt die *Arbeit am Körper* ein, durch die die Dinge so erscheinen, wie das der Intention und der Sache entspricht. Vor- und Rücksprünge, Profilierungen, Gliederungen, belebte Oberflächen allemal. Bezüglich der Gradation und Körnigkeit des «plastischen Ausdrucks» hat schon *Theodor Fischer* die sibyllinische Formulierung gefunden und damit die Grundstimmung der bewunderten älteren Städte beschrieben: «Hier ist Ruhe durch Unterordnung des Einzelnen unter ein Ganzes, und da das Ganze stark ist, kann auch das Einzelne noch differenziert sein.» *Fischer* hat übrigens gleich zu Beginn seines ersten Vortrags «über Stadtbaukunst» betont, dass es sich dabei nicht um «eine besondere Kunst für sich», sondern nur um einen *Teil der Baukunst* handelt. Auf den Zusammenhang kommt es an, genauer auf den Zusammenhang des Ganzen und der Teile. Die Vielfalt baulichen Ausdrucks ist für eine Stadt mit ihren vielfältigen Lebens- und Gebrauchsformen wesentlich und muss gleichwohl in Schach gehalten werden, damit beides, das Einzelne und das Ganze, erkennbar bleibt. Daraus bildet sich Orientierung und Erinnerung. Man weiss dann, wo und in welcher Nachbarschaft man sich gerade aufhält. Und man tut dies, um nochmals *Fischer* zu zitieren, als «zoon politicon», das am öffentlichen Leben interessiert ist und daran teilnimmt. Leben und Anteilnahme sind erwünscht. Und das ist es, was wir voraussetzen und voraussetzen *müssen*, wenn wir an der Vorstellung Stadt festhalten und ihre körperlich gebildete Wirklichkeit und damit ihren Charakter fordern wollen. Dann erst ergibt es auch Sinn, das alte «Saxa loquuntur» hervorzuholen, was – in der Übertragung *Theodor Fischers* – heisst: «Die Architektur ist der unerbittlich klare Spiegel der Menschheit.»

Die Körperlichkeit der Architektur erschöpft sich also keineswegs in Stil und Dekoration; sie bestimmt den *Charakter*, ist voller Hinweise und Verweise und Teil eines erlebbaren Beziehungsnetzes. Dieses soll gerade deshalb nicht der Willkür überlassen bleiben, sondern vielmehr von Anfang an in den Blick genommen werden. Es braucht diesen Rückkoppelungseffekt von Vorstellung und Planung, bei dem das Ziel, die *notwendig gegebene Darstellung im Äusseren*, mit allen Konsequenzen von Anfang an anvisiert wird.

Lorenzo Giuliani
Dominique Lorenz
Thomas Schregenberger
Detlef Schulz

Bricktown

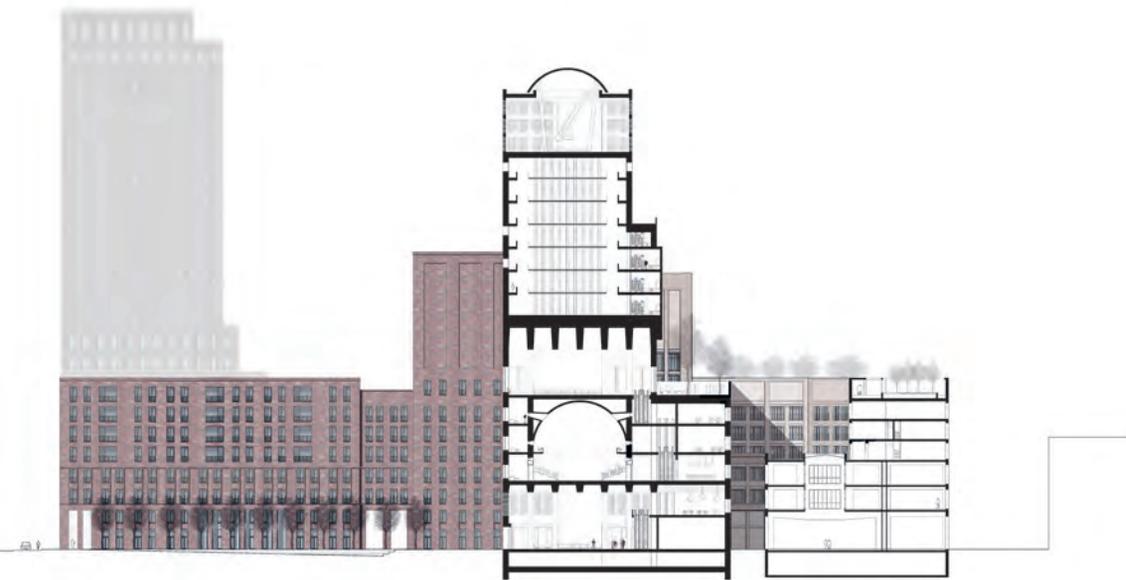






Querschnitt durch den zentralen Platz

Der Kampf gegen die Zersiedlung der Landschaft ist seit Langem ein grosses Anliegen der Planer, Architekten und Umweltverbände. Jetzt ist das Thema mittels zweier Volksinitiativen, der *Kulturlandinitiative* und der *Zweitwohnungsinitiative* auch auf die Agenda der Politiker gelangt. Im Zentrum der Initiative gegen die Zersiedlung der Schweizer Landschaft steht die Forderung nach einer höheren Dichte der bestehenden Siedlungsgebiete. Aber die Idee der Verdichtung stösst auch auf Widerstand. Es wird befürchtet, und das nicht ganz zu Unrecht, Verdichtung bedeute einfach noch mehr vom Gleichen, mehr *Suburbia*, mehr vom gesichtslosen Siedlungsbrei. Die Zersiedlung aber ist bekanntlich nicht nur eine Folge von zu niedriger Dichte, sondern auch von ungeregeltem und unstrukturiertem Wachstum. Und so bedeutet mehr Dichte nicht unbedingt weniger Zersiedlung. Auch bedeutet mehr Dichte nicht zwangsläufig mehr Urbanität, mehr Stadt – ein gängiges Missverständnis. Was ist denn Stadt, und wie dicht kann sie sein? Wir haben alle Erfahrung mit Stadt, mit Zürich zum Beispiel oder Rom, Paris, London und New York. Ihre Strukturen wie ihre Grössen sind unterschiedlich, ebenso variiert ihre jeweilige Dichte. Sie sind über Jahrhunderte gewachsen und haben alle ihre eigene Geschichte. Aber wie würde ein dichtes, attraktives Stadtzentrum aussehen, wenn wir es heute neu bauen würden? Dieser Frage wollten wir uns stellen. Wir wollten Vorstellungen entwickeln von einer lebendigen Stadt, mit attraktiven öffentlichen Räumen und eigener Identität, Bilder entwerfen von einem vielfältigen, dichten und urbanen Zentrum mitten im Glatttal.



Unser Vorschlag heisst «Bricktown», ist eines der Zentren der polyzentralen Stadt und liegt in Glatts Mitte am Rand des ehemaligen Flugplatzes Dübendorf. Basis des Projekts war die städtebauliche Studie der Architektengruppe *Krokodil*, die uns als Masterplan diente. Ihr entstammen der städtische Raster des Projekts, die Geometrie und die gegebene Infrastruktur. Vorgegeben waren sechs Häuserblocks von 150 × 150 Metern, ein zentraler städtischer Platz und ein grosszügiger Boulevard, der zu Glatts Zentralbahnhof führt. Auch wurde der Stadtteil durch den öffentlichen Verkehr optimal erschlossen und mit dem angrenzenden Stadtpark viel Raum für Freizeit, Sport und Erholung geschaffen.

Bearbeitet wurden die sechs urbanen Blocks von Teams bestehend aus je sieben Studentinnen und Studenten. Diese formulierten zusammen den blockeigenen Masterplan und koordinierten die von den Teammitgliedern erarbeiteten Teilprojekte. Um jedem der sechs Stadtblocks ein eigenes Gepräge zu verleihen, wurde den Teams jeweils ein Thema im Bereich der öffentlichen Nutzung zugeteilt: *Wellness und Sport, Religion und Kultur, Forschung und Technologie, Theater und Kinos, Zentralbibliothek und Kongresszentrum*. Neben den speziellen Nutzungen waren für die Blocks auch allgemeine städtische Nutzungen wie Läden, Büros und Wohnen vorgesehen, um so eine hohe Durchmischung und damit ein buntes städtisches Leben zu gewährleisten.

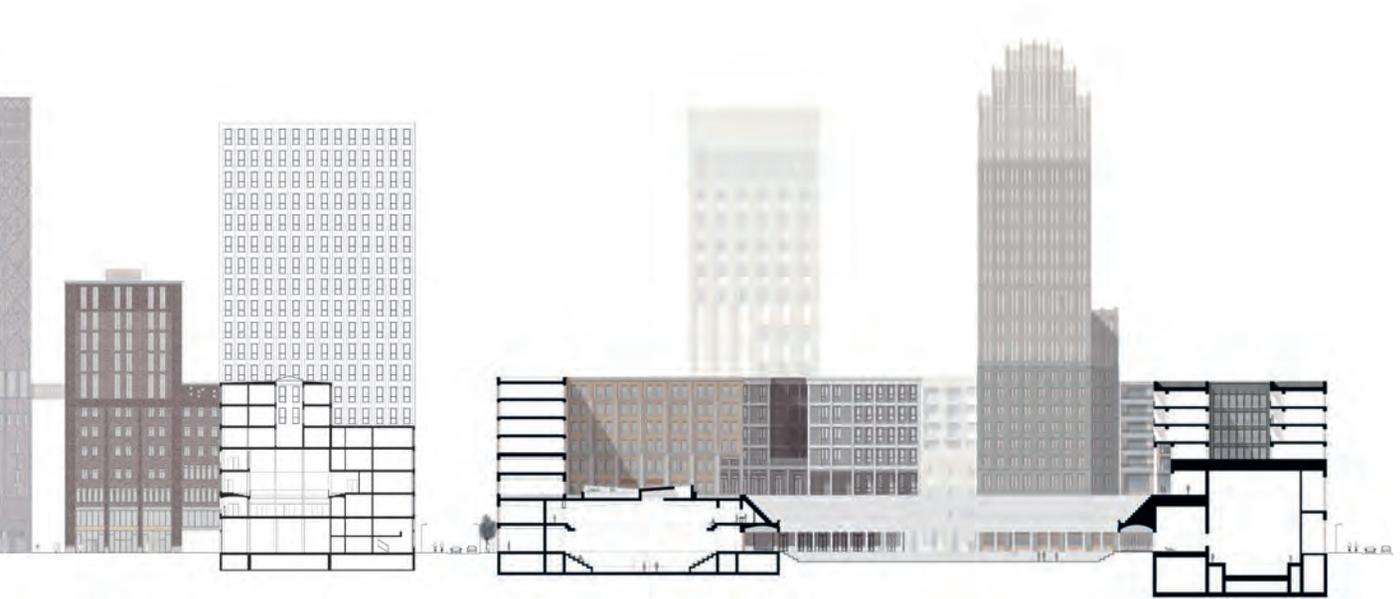
Am Anfang des Semesters wurden anhand von ersten Volumenstudien und nach ausgiebigen Diskussionen rund ums Modell gemeinsam weitere städtebauliche «Spielregeln» festgelegt. Zum einen haben wir über das ganze Planungsgebiet die geschlossene Bauweise und eine Traufhöhe von 30 Metern bestimmt. Im Weiteren wurden gemeinsam Standorte für Hochhäuser ausgewählt und durchgehende Arkaden beidseits des Boulevards vereinbart.



Längsschnitt Nord mit Blick Richtung Boulevard

Um dem neuen Stadtteil eine eigenständige, starke Identität zu verleihen, entschieden wir uns dafür, ausschliesslich Backstein als Fassadenmaterial zu verwenden. Bei dieser Beschränkung ging es uns nicht nur ums Material, dessen Farbe oder Beschaffenheit, sondern auch um den Backstein als Baumaterial, um seine konstruktiven Bedingungen und die Tektonik der Fassaden. Die Entwurfsarbeit begann denn auch mit einer Fassadenstudie und einem reliefartigen Modell im Massstab 1:33, das von den Studierenden während des Entwurfsprozesses immer wieder überarbeitet wurde. Ein zweites wichtiges Thema des Entwurfs war die Tragstruktur. Die Herausforderung für die Studierenden lag darin, dass ihre Projekte fast ausschliesslich verschiedenartige, übereinandergestapelte Nutzungen beherbergen, also hybride Gebäude sind. Dementsprechend komplex sind ihre Projekte und damit auch die Anforderung an die jeweilige Tragstruktur. Auch die Entwicklung des Gesamtprojekts, aus Teilprojekten zusammengesetzt, war ein komplexer Prozess und forderte von den Studierenden ein hohes Mass an Koordination sowie den Willen zur Zusammenarbeit. Die grösste Herausforderung für alle Beteiligten aber war, in einem für die Schweiz völlig neuen Massstab Vorstellungen einer attraktiven zukünftigen Stadt zu entwickeln, die sowohl unserer Idee von Urbanität als auch der geforderten Dichte gerecht werden würde.

Mit «Bricktown» ist nun ein dichtes, urbanes Zentrum entstanden. Gebildet wird es aus sechs präzise zugeschnittenen Stadtblocks, die zusammen einen eigentlichen Stadtkörper bilden. Dieser wird durch die ihn umgebenden Freiräume, den Stadtpark und das Central, aber auch die



niedrigeren Bauten des ehemaligen Flugplatzes noch betont. Organisiert sind die Stadtblocks entlang des zentralen Boulevards. Seine Breite, die klar zugeschnittenen Frontfassaden, die ihn begleitenden Hochhäuser und die durchgehenden Arkaden machen ihn zu einem repräsentativen öffentlichen städtischen Raum. Durchbrochen wird der Boulevard einzig durch einen zentralen Platz, das *Green*. An ihm sind öffentliche Institutionen angeordnet: die Post, ein Warenhaus, die Markthalle und auch ein Museum. Dominiert aber wird der Platz von zwei sich gegenüberliegenden Monumentalbauten, der symmetrisch angeordneten Kirche und der von einer Gruppe von Büchertürmen gebildeten Zentralbibliothek.

So geschlossen und formell die einzelnen Häuserblocks nach aussen hin wirken, so variantenreich und bewegt ist ihr Innenleben. Hier zeigt sich auch, wie unterschiedlich bebaubar die von der Gruppe *Krokodil* vorgeschlagenen Häuserblocks sind. Oft sind in der Mitte der Stadtblocks öffentliche Einrichtungen untergebracht. So zum Beispiel die offene Arena im Inneren des *Sport und Wellness*-Geviets. Sie umfasst von bis zu 50 Meter tiefen Gebäuden, in deren Bäuchen Sporthallen aller Art untergebracht sind, die aber in den oberen Büro- und Wohngeschossen zu Hofbauten mutieren. Diese offene Arena verbindet die verschiedenen Sportstätten miteinander und bildet einen öffentlichen Platz für kleinere Sportanlässe. Sie kann für Schlittschuhlauf im Winter und Basketballspiele im Sommer genutzt werden. Darüber hinaus verbindet sie auch das Stadtniveau mit den darüberliegenden Wohnhöfen und vernetzt die höher gelegenen Wohnhäuser untereinander.

Ein vergleichbares Element findet sich auch im *Kino und Theater*-Geviert, wo eine ovale, zweigeschossige Erschließungsgalerie den zentralen Festivalplatz formuliert und im Obergeschoss

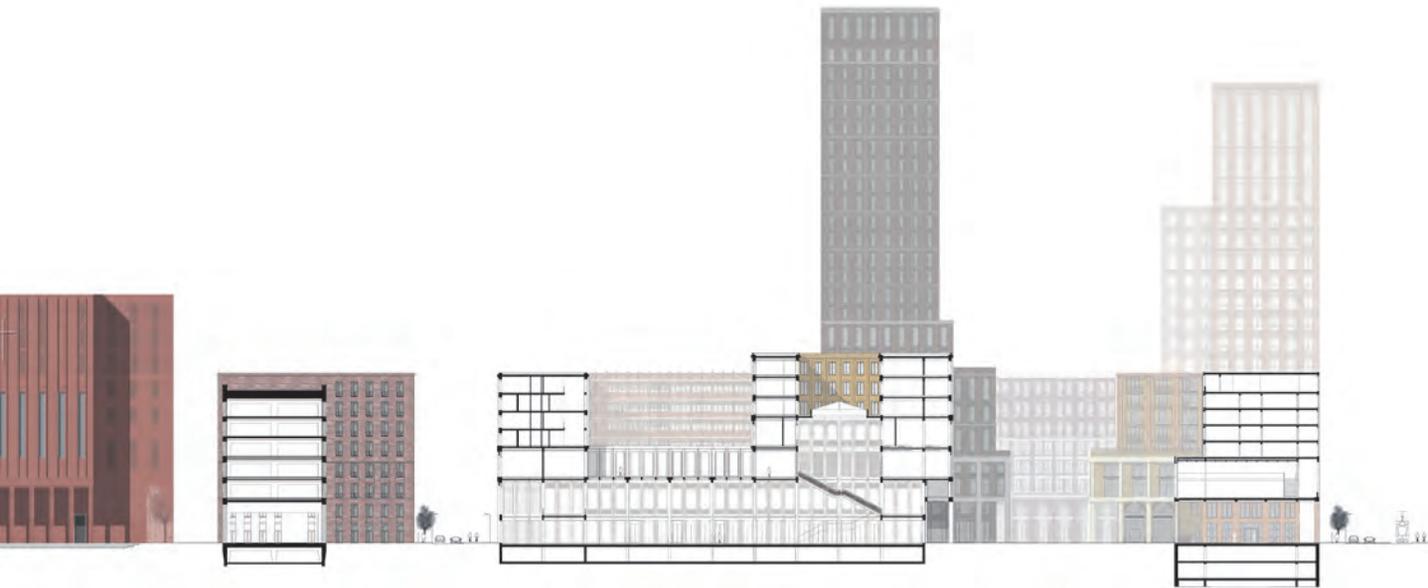


Längsschnitt Süd mit Blick Richtung Boulevard

die Kino- und Theaterfoyers miteinander verbindet. Diese zweite öffentliche Stadtebene, ein in Vergessenheit geratenes städtebauliches Element der Nachkriegsmodeerne, wird hier in neuer Form wieder eingesetzt. So auch bei der *Zentralbibliothek*, wo ein U-förmiger öffentlicher Garten auf den Dächern der Wohnbauten die verschiedenen Fachbibliotheken mit der Hauptbibliothek verbindet.

Völlig anders strukturiert ist das Geviert für *Forschung und Technologie*. Dieses besteht im Wesentlichen aus einzelnen Baukörpern, die in ihrem Zusammenspiel den Stadtblock begrenzen, in seinem Inneren aber gleichzeitig eine Platzfolge formulieren. Auch im Geviert, in dem sich das *Kongresszentrum* befindet, ist die Bebauungsstruktur spezifisch auf dessen räumliche Anforderungen abgestimmt. Eine feingliedrige Häuserzeile bildet den Stadtblock und teilt ihn in zwei Teile. Die eine Hälfte ist bis auf die mittlere Höhe überbaut, dort sind die Säle des Kongresszentrums untergebracht, während die andere mit einem *Cour d'honneur*, einem mit Arkaden umfassten Empfangshof für das Kongresszentrum, versehen ist. Ein spezielles Element bildet die zweigeschossige Ladenpassage, die das Kongresszentrum durchdringt und den *Cour d'honneur* mit dem zentralen *Green* verbindet. Sie ist Teil eines feinmaschigen Wegnetzes, das die verschiedenen Stadtblocks direkt miteinander verbindet. Bei grossen Anlässen kann sie dem Kongresszentrum aber auch als Foyer dienen.

Planer und Politiker beschäftigen sich heute meist nur mit dem Prozess der Stadtentwicklung. Vorstellungen darüber, wie die Stadt dereinst aussehen könnte, interessieren sie kaum.



Im Gegenteil, sie meinen, die konkrete Vorstellung behindere nur die planerische Flexibilität. Die Glattalstudie der Gruppe *Krokodil* dagegen, und mit ihr das konkrete Projekt «Bricktown», ist die Vision einer möglichen Stadt. Die zu einem Stadtplan zusammengestellten Grundrisse von «Bricktown» lassen sie gebaut erscheinen. «Bricktown» kann man durchwandern, man kann Treppen hoch- und runtersteigen, einkaufen oder ins Kino gehen. Die zusammenhängenden Grundrisspläne erinnern an den *Nolli-Plan* von Rom oder den *Aldo-Rossi-Plan* von Zürich und damit an Aufnahmen einer bestehenden Stadt. «Bricktown» existiert. Und um es mit den Worten von *Karl Scheffler* auszudrücken, «Bricktown» ist noch immer eine Stadt im Werden, aber auch eine Stadt im Sein.

Thomas Schregenberger

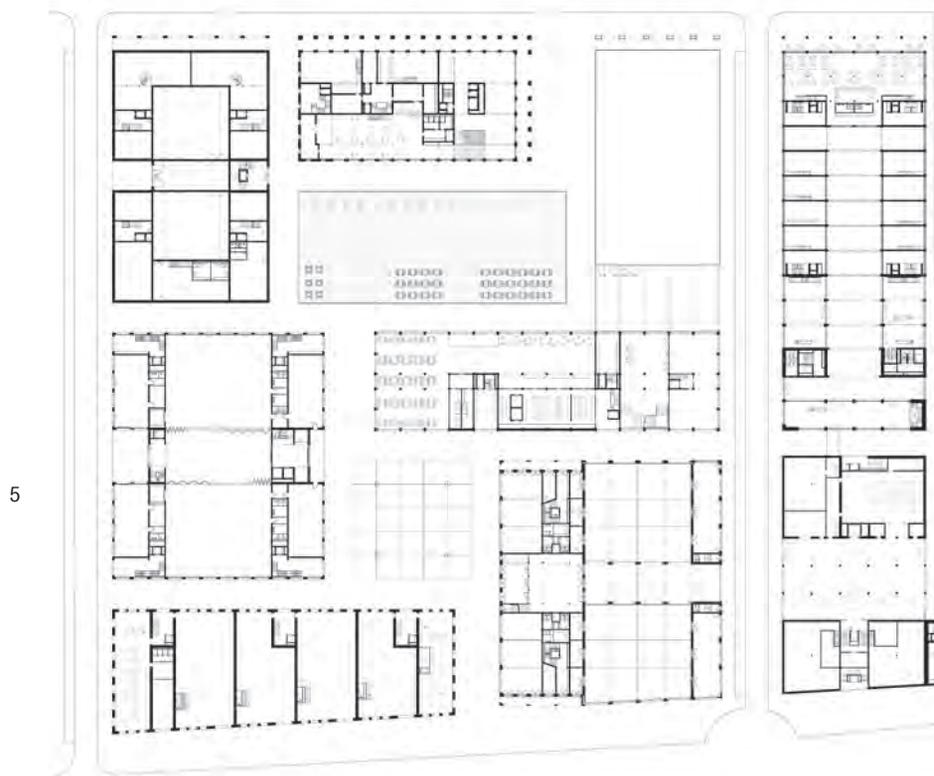
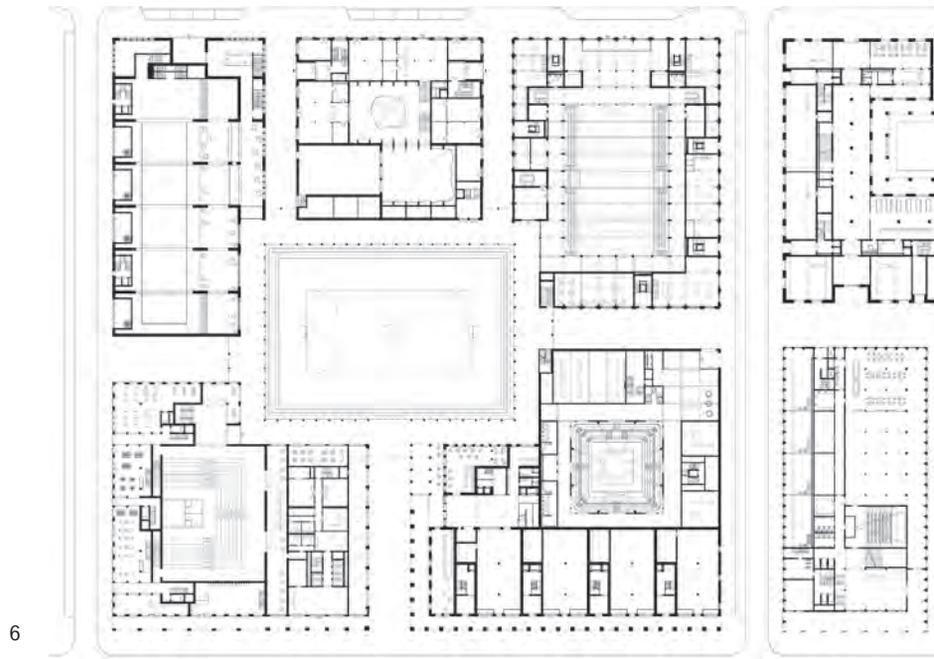




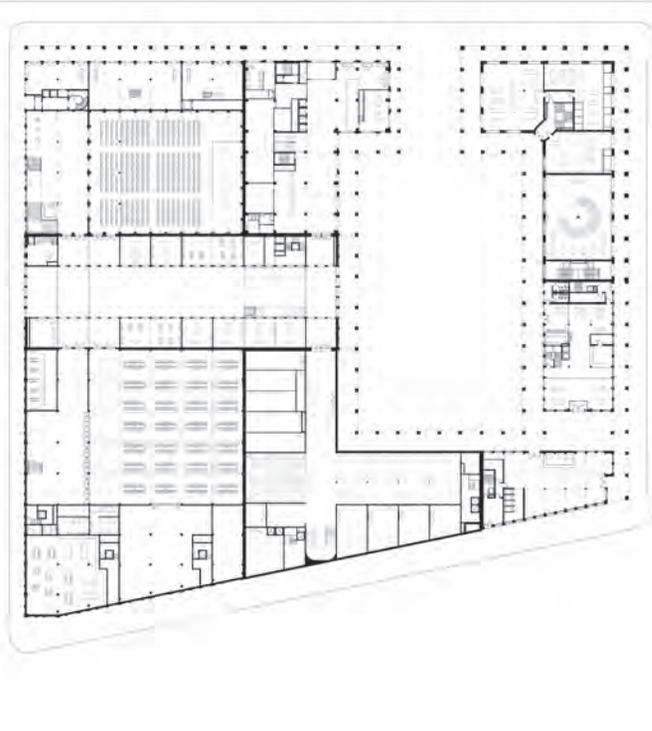
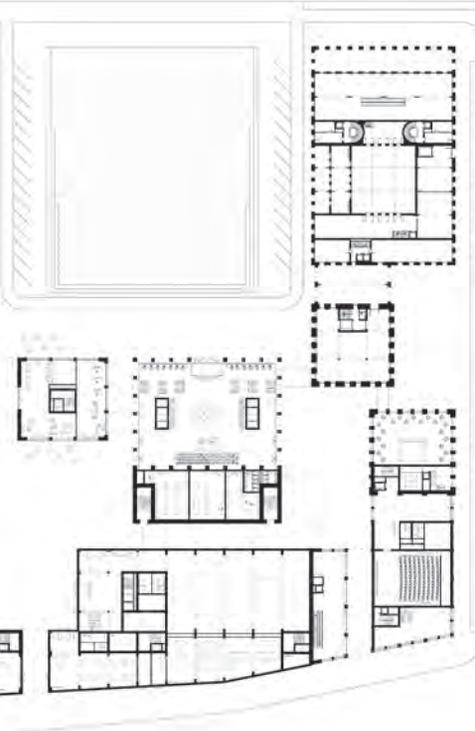
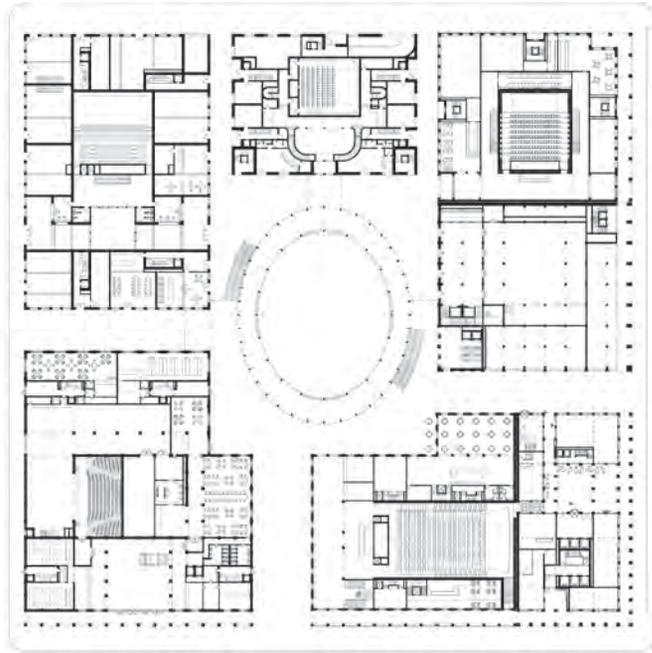
Der Ort

Im Bereich des heutigen Flugplatzes Dübendorf befindet sich ein neues Zentrum der *Glattalstadt*. Es liegt direkt neben dem neuen S-Bahn-Knotenpunkt. Hier soll ein urbaner, durchmischter Stadtteil von hoher Dichte entstehen.

- 1 Kongress
- 2 Kino und Theater
- 3 Zentralbibliothek
- 4 Kulturen und Religion
- 5 Forschung und Technologie
- 6 Wellness und Sport



Grundriss Erdgeschoss





Schlusskritik

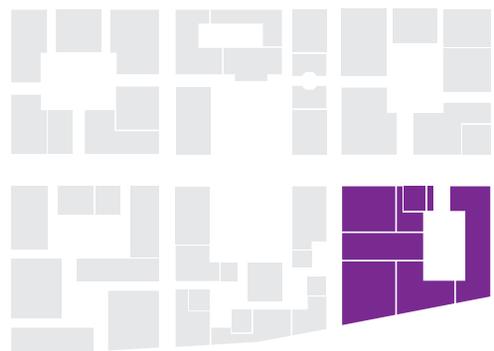


Cour d'honneur mit Kolonnade – Das Herz des Kongressgevierts ist der innere Platz, der sich auf den Boulevard hin öffnet und der eine Art repräsentative *Cour d'honneur* bildet. Dieser Platz ist von einer umlaufenden Kolonnade gesäumt, die alle angegliederten Nutzungen miteinander verbindet: das Fünfsternekongresshotel am Boulevard, das Kongresshaus, ein Restaurant, eine Bar, das Dreisternehotel am Bahnhofsplatz und einige Luxusgeschäfte.

Grossflächiges Konglomerat – Das Kongresshaus und die ihm zugewandten Nutzungen besetzen als zusammenhängende Fläche mehr als die Hälfte des Gevierts. Deshalb wurde dieser Gebäudekomplex in Teilprojekte aufgeteilt, die von unterschiedlichen Studierenden bearbeitet und anschliessend zu einem Ganzen zusammengefügt wurden. Diese Herausforderung, die einen zusätzlichen Koordinationsaufwand bedeutete, haben die Studierenden auf eindruckliche Weise gemeistert. Das Kongresshaus selbst besteht aus zwei Saalgebäuden, die die beiden grossen Kongresssäle beherbergen, und einem dazwischenliegenden verbindenden Passagen- und Eingangsgebäude. Daran angegliedert sind das luxuriöse Kongresshotel mit seinen Zimmern im Hochhaus und ein Gebäude, das im Erdgeschoss ein grosses Restaurant und zusätzliche Seminarräume als Erweiterung der Kongressnutzung anbietet. Im Erdgeschoss und im Mezzanin sind alle fünf Teilprojekte miteinander verbunden und bilden zusammenhängende Raumfolgen mit einem sich ergänzenden Raumangebot.

Temporäre Passage – Eine Sonderstellung innerhalb des Komplexes nimmt das Passagengebäude ein, das den Haupteingang des Kongresshauses beherbergt und die *Cour d'honneur* dominiert. Es beinhaltet im Sockelbereich einen die gesamte Gebäudetiefe durchlaufenden lang gezogenen, doppelgeschossigen Raum, der alle unterschiedlichen Kongressnutzungen auf den verschiedenen Ebenen räumlich miteinander verknüpft. In Anlehnung an historische Passagen, wie man sie aus europäischen Grossstädten wie Mailand oder Paris kennt, kann dieser Raum ausserhalb der Kongresszeiten geöffnet werden und verwandelt sich zu einer öffentlichen Passage, die, von Läden gesäumt, den Kongressplatz mit dem nächsten Geviert verbindet.

Dominique Lorenz





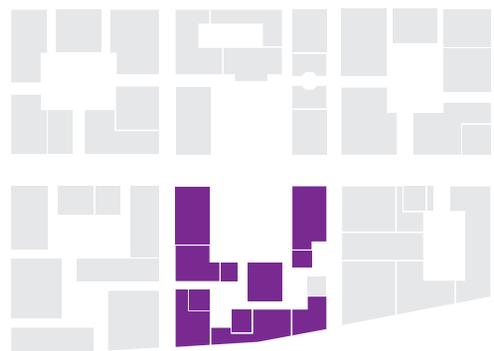
Die Zentralbibliothek besteht aus einem losen Bündel von fünf Büchertürmen und der Hauptbibliothek, die auf 30 Metern Höhe durch Brücken und einen öffentlichen Dachgarten miteinander verbunden sind. Das über 70 Meter hohe Bibliothekshauptgebäude bildet den Schwerpunkt des Gevierts. Es steht am zentralen Platz, dem *Green* von «Bricktown», und bildet zusammen mit den Türmen der Spezialbibliotheken das Gegenüber zur symmetrisch angeordneten Kirche auf der anderen Seite des Boulevards.

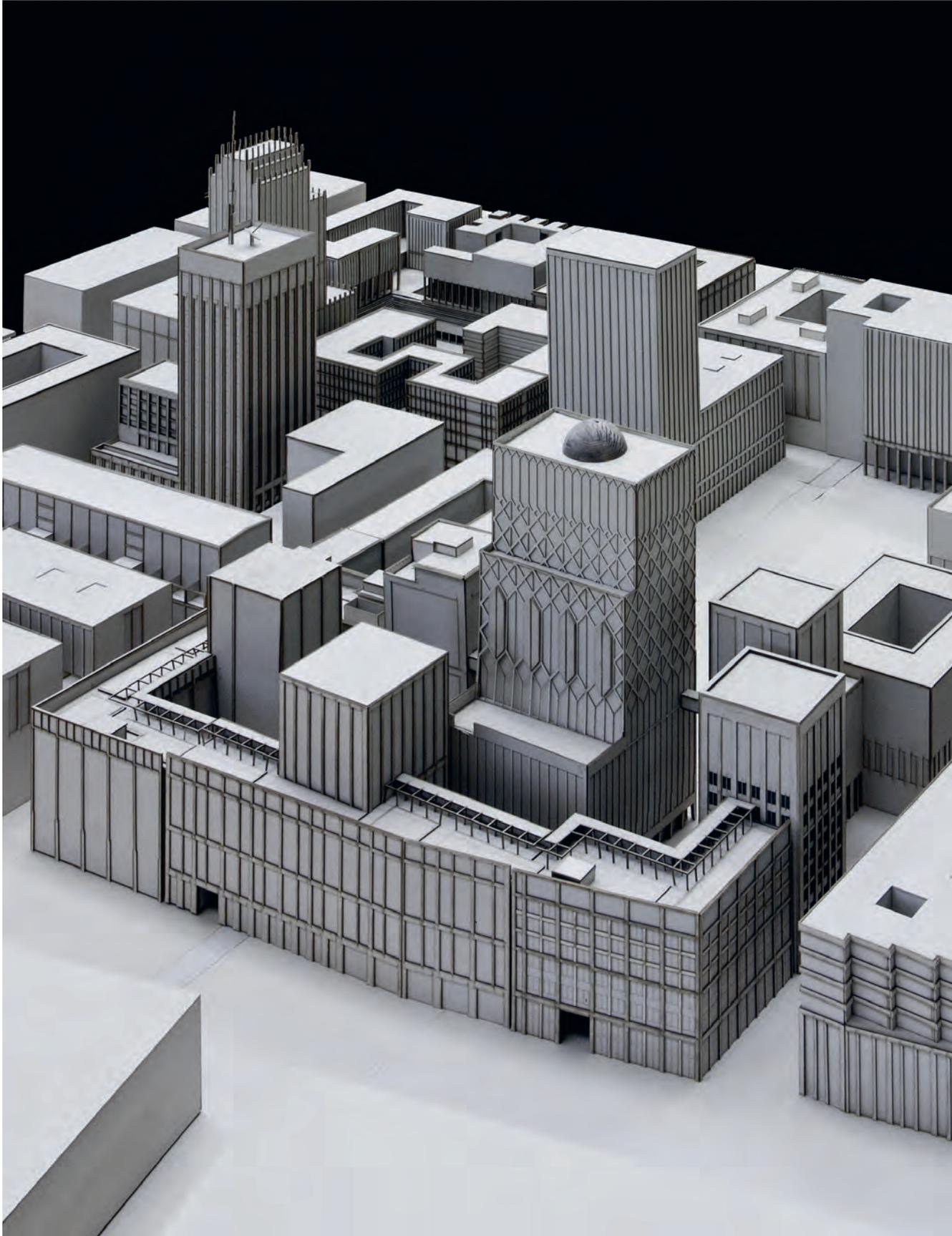
Das Bibliothekshauptgebäude ist frei stehend und seine von drei Seiten erschlossene Eingangshalle wird als öffentlicher städtischer Raum genutzt. Dort hat man neben dem Empfang eine Lounge für Zeitungsleser eingerichtet und erhöht auf der Galerie ein Café untergebracht. Der mit einer Kuppel überwölbte mehrgeschossige Lesesaal bildet den eigentlichen Schwerpunkt des Gebäudes. Daneben sind Seminar-, Arbeits- und Ausstellungsräume angeordnet. Eine mehrstufige Rolltreppenanlage führt hinauf zur oberen Zugangshalle und dem öffentlichen Dachgarten. Darüber ist ein geschlossenes siebengeschossiges Bücherlager mit einigen wenigen Arbeitsplätzen untergebracht. Ein öffentliches Observatorium im obersten Geschoss schliesst das monumentale Gebäude ab.

Hinter dem Bibliothekshauptgebäude, über eine Abfolge von informellen städtischen Höfen erschlossen, sind drei kleine Kunstschulen untergebracht: eine Filmschule mit einem Studio-Kino, eine Schule für Grafische Kunst mit angegliederter Druckerei und einer Ausstellungshalle sowie eine Musikschule mit Konzertsaal. Sie sind alle direkt verbunden mit ihren darüberliegenden turmartigen Fachbibliotheken und teilen sich den öffentlichen Dachgarten, der den ganzen Häuserblock überspannt. Die in den mittleren Geschossen untergebrachten Wohnungen sorgen für mehr und anderes städtisches Leben.

Flankiert wird die Zentralbibliothek von weiteren öffentlichen Bauten, der Hauptpost im Süden und der ihr gegenüberliegenden Markthalle im Norden. Eine prachtvolle Platzfassade gibt dem Postgebäude ein angemessenes Aussehen und verrät etwas von der Grandezza der dahinterliegenden zweigeschossigen Schalterhalle. Viel bescheidener muten da die verschiedenen Zugänge zur Markthalle an. Obwohl versteckt hinter der Arkade und der Confiserie *Sprüngli*, ist sie dennoch Mittelpunkt des dortigen Quartierlebens.

Thomas Schregenberger





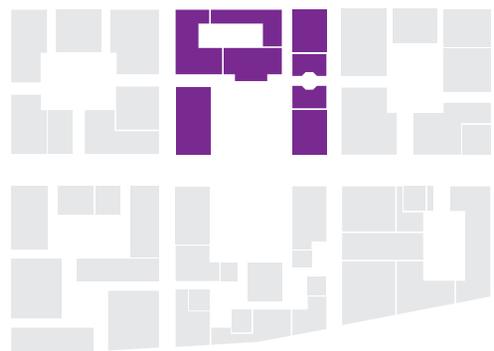
Die Vielfalt der für dieses Geviert vorgesehenen Nutzungen und Raumstrukturen ist Ausdruck der zahlreichen kulturellen Aktivitäten und des Austauschs, die für diesen Stadtteil geplant sind. Drei Komplexe unterschiedlicher Ausprägung gruppieren sich um den zentralen Platz:

Kirche und Kreuzgang – Die grosse Kirche, die auf der anderen Seite des Platzes das Gegenüber der Zentralbibliothek bildet, dominiert das Geviert und bildet einen ruhigen Pol im «Getümmel» der Grossstadt. Sie ist gleichzeitig Teil eines Komplexes, der von einem Innenhof mit Kreuzgang geprägt ist. Um diesen Kreuzgang gruppieren sich neben der Kirche ein Ausbildungszentrum und ein Wohnheim mit Gemeinschaftsräumen für Jugendliche, Studierende und Junggebliebene. Dieser Hof ist ein Ort der Ruhe und des Rückzuges, aber auch ein Ort der Gemeinschaft, ein Treffpunkt für die Bewohner des Stadtteils. Die Raumstruktur der Kirche wiederholt das Kreuzgangthema im Inneren: Die diversen Nutzungen, die die Kirche ergänzen – eine Bibliothek, ein Refektorium und Schlafzellen für Reisende –, sind auf allen Geschossen entlang eines Umlaufs um den Kirchenraum herum angeordnet.

Verbindung von Kommerz und Kultur – Das verbindende Element des angrenzenden langen Zeilengebäudes bildet eine kleinteilige Struktur im Erdgeschoss, quasi ein nach aussen gestülpter Basar, der durch eine Vielzahl kleiner Läden beide Längsseiten des Gebäudes besetzt und so die umliegenden Strassen belebt. In den Obergeschossen beherbergt der Komplex ein Badehaus, ein ethnologisches Museum und dazwischen ein Warenhaus, das gleichzeitig in seiner Querrichtung als Passage funktioniert und als öffentliche Verbindung zum benachbarten Geviert dient. In diesem Gebäude gehen kommerzielle und kulturelle Nutzungen eine räumliche Verbindung ein.

Sehen und gesehen werden – Der dritte Komplex am Platz ist ein grosses Kulturzentrum, das eine Saalinfrastuktur für kulturelle Anlässe jeglicher Art, wie Konzerte, Theater, Tanzvorführungen etc., bereithält. Direkt an den Boulevard angebunden ist dieser Ort ein Magnet, der weit über die Stadtgrenzen hinaus eine internationale Klientel von Kulturinteressierten anzieht und diese in den neuen Stadtteil lockt. Durch eine kaskadenartige Raumfolge werden die Besucher vom Boulevard in den weitläufigen Hauptsaal geleitet, der in den Obergeschossen untergebracht ist. Die sich über mehrere Ebenen erstreckenden Foyerbereiche strahlen eine mondäne Atmosphäre aus und dienen den Besuchern in den Pausen zwischen den Darbietungen als Bühne für die Selbstdarstellung.

Dominique Lorenz



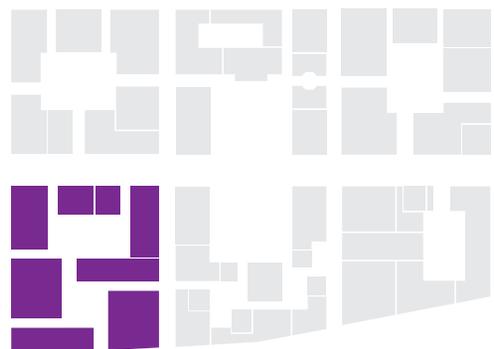


Im neuen Zentrum der *Glatttalstadt* sollen auch zukunftsorientierte Technologien angesiedelt werden. In Anlehnung an das Konzept eines Technologieparks wird innovativen (Jung-)Unternehmern eine gemeinsame Infrastruktur zur Verfügung gestellt.

Hallen für Austausch und Kommunikation – Kernelement des Raumkonzepts dieses Gevierts bildet ein eigens für den Ort entwickelter Gebäudetyp. Dieser besteht im Prinzip aus zwei Gebäudevolumen mit Büro- und Laborräumen und einer grossen Halle dazwischen. Es ist anzunehmen, dass die Inspirationsquelle der Studierenden in ihrem nächsten Umfeld gelegen hat, nämlich in den für die Architekturabteilung der ZHAW umgenutzten Industrie- und Produktionshallen der *Halle 180* in Winterthur. Vier der Projekte haben auf unterschiedliche Weise das Thema der innen liegenden Hallen als Orte von Austausch und Kommunikation zwischen den verschiedenen an sie angrenzenden Unternehmen interpretiert und umgesetzt. Die Austauschhallen funktionieren als halb öffentliche Innenräume, die die Durchgängigkeit des Komplexes durch die grossflächigen und tiefen Gebäudestrukturen auf der Erdgeschossesebene des Gevierts gewährleisten.

Zwei Aussenplätze – Auch die Freiräume erhalten im Gegensatz zu konventionellen Produktionsgebieten durch ihre Lage mitten im Stadtzentrum eine zusätzliche Bedeutung, nämlich die öffentlicher Räume. Die Produktions- und Forschungsgebäude, das Infrastrukturgebäude in der Mitte und das am Boulevard gelegene Medienzentrums sind so gruppiert, dass zwei ähnlich dimensionierte Aussenräume entstehen. Einer ist für das Gewerbe und den Warenumsatz bestimmt, und der andere dient mehr den sozialen Aktivitäten. Diese Plätze sind nicht nur Durchgangsorte, sie besitzen auch eine repräsentative Funktion, da die an diesem Ort erstellten Produkte hier präsentiert und vermarktet werden können. Auf der Erdgeschossesebene sind zu den Plätzen hin jeweils Showrooms und Restaurationsbetriebe angeordnet. Das Infrastrukturgebäude bildet architektonisch und funktionell das Zentrum der gesellschaftlichen Aktivitäten des Gevierts.

Dominique Lorenz

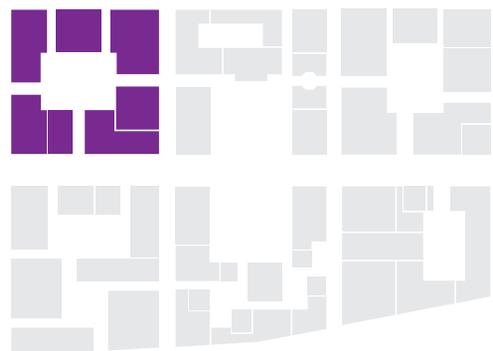




Das Quartier ist zwischen dem Stadtpark im Osten und dem Boulevard im Westen situiert und um eine offene Arena herum organisiert. Diese Arena besetzt das Zentrum des Gevierts, verbindet die verschiedenen Sportstätten miteinander und formt einen öffentlichen, gut vernetzten Platz. Dieser kann für kleinere Sportanlässe, aber auch für Schlittschuhlaufen im Winter und Basketballspielen im Sommer genutzt werden. Darüber hinaus verbindet die Arena auch das Stadtniveau mit den darüberliegenden Wohnhöfen und vernetzt die höher gelegenen Wohnhäuser untereinander. Im Erdgeschoss entlang der Strassen und Gassen sind Restaurants, Läden und die Zugänge zu den Sporthallen untergebracht. Dort in den Gebäudetiefen befinden sich eine Saalsporthalle für Ballsport mit über 2'000 Sitzplätzen, ein Hallenbad mit einem 50-Meter-Schwimmbekken, eine Kletterhalle, ein Squash-Zentrum mit Center-Court und eine Kampfsportarena. Sie alle sind vom Erdgeschoss aus prominent erschlossen, beleben die umliegenden Strassen und prägen das Quartier. Über den Sporthallen und zehn Meter über dem Strassenniveau bilden fünf unterschiedliche, durch Arkaden und die zentrale Arena verbundene Höfe eine zweite Stadtebene. Über diese Höfe gelangt man in die darüberliegenden Büros und Wohnungen, und sie sind gleichzeitig Wohnhof und Spielplatz für die Bewohner.

Während im Inneren des Gevierts die sportliche Betätigung allgegenwärtig ist und diese sich bei schönem Wetter auch auf den angrenzenden Stadtpark ausdehnt, bleibt die Front zum Boulevard formell und international. Dort befindet sich der Sitz des Weltkampfsportverbands. Ihm angegliedert ist das Museum über die Geschichte des Kampfsports mit einem direkten Einblick in die dahinterliegende Kampfsportarena. Gleich vis-à-vis, neben dem Durchgang zur Arena und von den Arkaden des Boulevards her erschlossen, liegt der Eingang zum 90 Meter hohen Sporttower. Das elegante turmartige Gebäude beherbergt im Sockelbereich neben einer zweigeschossigen Lobby und einer schier unendlich langen Bar auch einen mehrgeschossigen Wellnessbereich, der zum darüberliegenden Hotel gehört, aber auch von externen Gästen benutzt werden kann. Das eigentliche Juwel des aus dunklem Backstein, vergoldeten Fenstern und Balustraden bestehenden Gebäudes ist der im 22. Geschoss gelegene Konferenzsaal. Dort, in der Spitze des Turms, öffnet sich der Blick entlang des Boulevards über ganz «Bricktown».

Thomas Schregenberger





Impressum

Herausgeber: Reto Pfenninger, Thomas Schregenberger und die beteiligten Hochschulen

Buchkonzept: Catherine Blum, Andrea Cejka, Johannes Käferstein, Basil Lehmann, Dominique Lorenz, Stephan Mäder, Barbara Neff, Bettina Neumann, Reto Pfenninger, Urs Primas, Josef Schätti, Thomas Schregenberger, Annette Spindler Riechsteiner
Gestaltung: Schätti — Lehmann, Zürich

Koordination: Basil Lehmann, Josef Schätti, Thomas Schregenberger

Korrektorat: Annika Greuter (allgemeine Texte und Texte ZHAW)

Lektorat: Maïke Kleihauer

Weitere Beteiligte: Kaj Blattner, Asini-Styliani Chatzivasileiou, Sebastian Klein

Lithografie und Druck: werk zwei Print+Medien Konstanz GmbH, Konstanz

Bindung: Buchbinderei Burkhardt AG, Mönchaltorf

Papier: Pop'Set® Oyster 120 g/m²

Schriften: Annonce Grotesk, Classic Grotesque Pro

• • • • **Berner Fachhochschule**
Architektur, Holz und Bau

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Architektur, Bau und Geomatik

**HOCHSCHULE
LUZERN**

Technik & Architektur
FH Zentralschweiz

HSR
HOCHSCHULE FÜR TECHNIK
RAPPERSWIL
FHO Fachhochschule Ostschweiz

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

zhaw
Architektur, Gestaltung
und Bauingenieurwesen

© 2013 für die Texte: die Autorinnen und Autoren

© 2013 Berner Fachhochschule Architektur, Holz und Bau
BFH-AHB, Masterstudiengang Architektur; Fachhochschule
Nordwestschweiz FHNW, Hochschule für Architektur, Bau
und Geomatik, Masterstudiengang Architektur; Hochschule
Luzern – Technik & Architektur, FH Zentralschweiz,
Bachelorstudiengang Architektur; Hochschule für Technik
Rapperswil HSR, FHO Fachhochschule Ostschweiz,
Bachelorstudiengang Landschaftsarchitektur; Zürcher
Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW,
Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen, Zentrum
Urban Landscape, Masterstudiengang Architektur;
Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften
ZHAW, Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen,
Bachelorstudiengang Architektur, Architektengruppe
Krokodil und Park Books AG, Zürich

ISBN 978-3-906027-21-0

Alle Rechte vorbehalten; kein Teil dieses Werkes darf in
irgendeiner Form ohne vorherige schriftliche Genehmigung
des Verlags reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Park Books
Niederdorfstrasse 54
CH-8001 Zürich
Schweiz

www.park-books.com